

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der räffelhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

21. Kapitel.

Um Mitternacht.

Des Mittmeisters Stimme klang laut und befehlend. Er stand wieder Gefahren und Schwierigkeiten gegenüber und erinnerte sich an allerlei Vagen, in denen er sich auf seinen Jagdzügen in Indien befunden hatte, wo jeder Augenblick kostbar war, weil der nächste oder der übernächste den Tod bringen konnte. Auch dem Gutsverwalter war es klar, daß es sich um Ernstes handeln mußte, wenn er sich den blinkenden Revolver in seines Herrn Hand und die über den Schreibtisch verstreuten Glasplitter von dem zerschmetterten Fenster betrachtete.

„Jemand hat hier einzudringen versucht,“ jagte der Mittmeister. „Die Umgebung muß abgesehen werden. Rufen Sie die Leute.“

Der Verwalter lief hinaus. Im nächsten Augenblick hörte man ihn mit lauter Stimme die Leute zusammenrufen.

Der Mittmeister zog hastig seine Jagdjoppe an. Als er durch den Flur ging, bemerkte er, daß Asbjörn Krag seine Blendlaterne dazulassen hatte, und nahm sie an sich. Als er auf den Hof hinaustrat, sah er rötliche Lichtspünkechen sich hin- und herbewegen. Das waren die Dienstleute, die mit ihren Laternen kamen. Die Nacht war ungewöhnlich dunkel.

Unter den Leuten herrschte großer Schrecken; durch die Mordgeschichten hatte sich ein Gefühl des Unheimlichen über bemächtigt, und als sie jetzt den Schuß hörten und die Kunde von dem eingeschlagenen Fenster vernahmen, meinten sie nichts anderes, als es sei ein neuer Mord geschehen. Dazu kam, daß des Mittmeisters eigene Leute ihn im Verdacht hatten. Er war wegen seines verschlossenen Wesens wenig beliebt.

In der Finsternis draußen wurden allerlei Fragen laut:

„Wer hat denn geschossen?“

„Der Mittmeister.“

„Auf wen hat er geschossen?“

„Das wissen wir nicht. Er hat durchs Fenster geschossen.“

Sowohl der Verwalter wie die Leute waren der Meinung, das Fenster sei durch den Schuß zerschmettert worden.

Als sich der Mittmeister mit der hellen Blendlaterne auf der Treppe zeigte, scharten sich die Leute schweigend um ihn. Er gab Befehl, daß sie sich über die Felder zerstreuen sollten, um möglicherweise den Täter zu finden, und die Leute gehorchten, aber zögernd. Sie gingen immer zwei zusammen, und alle hatten irgendetwas Waffe bei sich, eine alte Plinte, eine Heugabel, eine Art oder dergleichen.

Der Mittmeister selbst mit seinem Verwalter ging zuerst unter das zerschmetterte Fenster. Er beleuchtete die Erde, um Fußspuren zu finden, aber er konnte keine entdecken, obgleich die Erde feucht vom Tau war. Das kam ihm sonderbar vor. Er meinte doch ganz deutlich sich entfernende Fußtritte gehört zu haben. Er überlegte einen Augenblick, ob nicht das Fensterr durch eine Revolver- oder Gewehr- kugel zerschmettert worden sein könnte, aber auch diese Annahme paßte nicht zu seinen Wahrnehmungen. Er hatte doch auch keinen Schuß gehört.

Nun untersuchte er das Fenster selbst genauer. Es war eines von jenen großen Fenstern, die durch dünne Stäbe in kleine Scheiben geteilt sind. Auch einige dieser Stäbe waren zersplittert. Das Fenster konnte also nicht nur mit der Hand eingedrückt worden sein; es war mit einer Art, einer stumpfen Keule oder etwas Ähnlichem eingeschlagen worden. Aber warum waren keine menschlichen Fußspuren zu finden? Der Täter konnte doch nicht durch die Luft davon- geflogen sein! Es war unerklärlich.

Der Mittmeister gab es auf, weiter darüber nachzu- denken; er wollte einmal Krags Rückkehr abwarten, denn er fühlte sich vollständig hilflos in diesem Wirrwarr von Rätseln. Er selbst fürchtete sich vor keiner Gefahr, auch nicht vor einer Lebensgefahr, aber er mußte sie sehen, mußte wissen, worin sie bestand, womit er sich ihrer erwehren könnte. Dies hier jedoch war vollständig räffelhaft. Da trieb sich ein Mensch in der Gegend herum, ein gefährlicher und grausamer Mensch, der keine Spur zurückließ und der bereits einen Mord auf dem Gewissen hatte. Ob wohl derselbe Mensch das Fenster eingeschlagen hatte? Suchte er ihn, den Mittmeister, oder suchte er seinen Freund, Asbjörn Krag? Der Mittmeister ging in sein Zimmer zurück und wartete die Rückkehr der Leute ab. Baldkehrten alle in den Hof zurück, zögernd und schweigend, wie Leute, die sich fürchten. Sie brachten zugleich auch die Pferde von der Weide mit herein. Draußen hatten sie nichts gesehen; das Feld war vollkommen menschenleer, und im Dorf war alles finster. Die Leute schliefen dort schon längst.

Als der Verwalter fragte, ob er nicht die Glasplitter, die auf Schreibtisch und Fußboden zerstreut lagen, fortschaffen lassen sollte, lehnte der Mittmeister ab. „Lassen Sie alles liegen, wie es liegt, wir wollen erst Herrn Krags Rückkehr abwarten,“ sagte er.

Wie wenn nichts geschehen wäre, nahm der Mittmeister wieder an seinem Schreibtisch Platz und fuhr in seiner Arbeit fort. Von Zeit zu Zeit sah er nach der Uhr. Asbjörn Krag kam immer noch nicht, und der Stundenzettel der Uhr entfernte sich mehr und mehr von der Zahl elf. Es war beinahe Mitternacht geworden. Endlich, ein viertel vor zwölf Uhr, stand der Mittmeister auf und schellte. Der Verwalter erschien. Er war immer noch vollständig angekleidet, als ob er vorausgesehen hätte, es werde sich in dieser Nacht noch mehr ereignen, und wolle darauf vorbereitet sein.

„Sind die Leute zu Bett gegangen?“ fragte der Rittmeister.

„Noch nicht,“ antwortete der Verwalter und sah seinen Herrn fragend an.

„Gut, dann sagen Sie ihnen, daß sie sich bereithalten sollen. Vielleicht habe ich sie um Mitternacht nötig.“

„Um zwölf Uhr?“ fragte der Verwalter schauernd.

„Ja, genau um zwölf Uhr.“

Der Verwalter ging und kam gleich wieder zurück mit der Nachricht, den Leuten sei Bescheid gesagt und sie hielten sich fertig.

„Aber was gibt es denn?“ fragte er.

„Herr Krag ist ausgegangen.“

„Das habe ich gehört.“

„Er ist allein ausgegangen in der Absicht, die Gefahr aufzusuchen.“

„Welche Gefahr?“

Der Rittmeister zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, was weiß ich?

„Er meinte, er werde um elf Uhr zurück sein,“ sagte er. Der Verwalter sah auf die Uhr.

„Jetzt ist es schon fast eine Stunde darüber,“ teilte er mit. „Sollte ihm etwas geschehen sein?“

„Er hat mich selbst gebeten, bis zwölf Uhr zu warten. Falls er nicht zurück ist, wenn es zwölf geschlagen hat, so gehen wir alle und suchen ihn, denn dann muß ihm etwas zugestoßen sein.“

Mehr wurde nicht gesprochen. Der Rittmeister ging unruhig im Zimmer auf und ab. Hier und da schaute er nach der Uhr. Auch der Verwalter wurde sichtlich unruhig.

„Wäre es nicht besser, wenn wir sofort...“ fing er an.

„Nein!“ erwiderte der Rittmeister. „Wir halten uns genau an seine Anordnungen.“

„Jetzt fehlen nur noch zwei Minuten, Herr Rittmeister.“

Der Rittmeister stellte sich vor die große Schlaguhr und horchte auf ihr Ticken. Unendlich langsam glitten die Sekunden, eine nach der andern, dahin.

Endlich schlug es zwölf Uhr.

„Rufen Sie die Leute!“ befahl der Rittmeister, indem er nach Mütze und Mantel griff.

Eben wollte der Verwalter aus dem Zimmer eilen, da erklangen Schritte auf dem Flur.

Beide Männer blieben stehen und starrten gespannt nach der Tür.

„Das ist er!“ sagte der Rittmeister. „Ich kenne seinen Gang.“

Mit raschem Griff wurde die Tür geöffnet, und Asbjörn Krag trat ins Zimmer.

Er sah sehr bleich aus.

22. Kapitel.

Der Geheimnisvolle.

Es wurde ganz still im Zimmer, als Asbjörn Krag eintrat. Er schaute sich forschend um, und als er den mit einem Revolver bewaffneten Verwalter erblickte, lächelte er unwillkürlich. Er deutete auf die Schießwaffe und fragte:

„Ist etwas vorgefallen?“

„Nein, nichts als dies,“ erwiderte der Rittmeister.

„Ah, ich sehe, das Fenster ist eingeschlagen. Aber was soll das heißen, daß du und deine Leute bis an die Zähne bewaffnet sind?“

„Wenn du auf die Uhr siehst, so wirst du bemerken, daß es ein paar Minuten über zwölf ist. Wir waren eben im Begriff, deinen ausdrücklichen Befehlen nachzukommen. Das ist das ganze.“

„Ja, natürlich,“ sagte er. „Deshalb habe ich ja auch dafür gesorgt, daß ich genau zur rechten Zeit hier war. Ich wollte nicht noch einen Jagdzug durchs Gelände haben.“

„Noch einen Jagdzug?“ fragte der Rittmeister in mißbilligendem Tone.

„Ja, vor einer Stunde ungefähr zog eine johlende Schar aus dem Hofe und zerstreute sich über Wiesen und Felder. Diese Menschen haben mir meinen ganzen Plan verdorben.“

Der Rittmeister deutete abermals auf das zerschmetterte Fenster.

„Hier hat jemand eindringen wollen,“ sagte er.

„Auf diese Weise?“

„Ja, wie du siehst, hat er das Fenster eingeschlagen. Sogar einige von den Rähmchen sind zerschmettert.“

„Wenn jemand herein wollte, warum in aller Welt ist er dann nicht durch die Tür gegangen?“ fragte Krag.

Der Detektiv sprach ruhig und mit halb ironischem Lächeln, aber etwas in seiner Art deutete an, daß er nicht ganz bei der Sache sei und daß seine Gedanken mit andern Dingen beschäftigt waren.

„Ich nehme an, daß er durchs Fenster eindringen wollte, um die Aufmerksamkeit meiner Leute nicht zu wecken und den im Zimmer überrumpeln zu können,“ sagte der Rittmeister.

„Wer war im Zimmer?“

„Niemand. Ich war nebenan.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Und um recht unbemerkt eintreten zu können, machte der Betreffende einen solchen Lärm, daß das ganze Haus aufwachen mußte?“

Der Rittmeister zuckte die Achseln.

„Wir haben nur deine Befehle befolgt,“ sagte er dann noch einmal. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Asbjörn Krag stand auf, ging auf seinen Freund zu und brüdete ihm die Hand.

„Mißversteh mich nicht,“ sagte er. „Ich bin dir dankbar, weil ich mich auf dich verlassen kann. Das wußte ich vorher schon. Aber ich denke an ganz andere Dinge. Diese Sache hat wirklich gar zu viele Seiten. Ich war draußen auf dem Felde, als deine Leute darüber hinzogen.“

„Warum hast du dich nicht zu erkennen gegeben?“

„Lieber Freund, denke doch einmal nach. Da sehe ich ein paar Leute mit baumelnden Laternen übers Feld laufen. Du weißt doch, daß ich draußen war, um auf das geheimnisvolle Wesen zu passen, das hier das Dasein unsicher macht. Was sollte ich denken, als ich diesen sonderbaren Aufzug wahrnahm? Ich legte mich ruhig nieder und ließ den Aufzug vorbeibrausen. Einen Augenblick dachte ich, vielleicht stehst du jetzt vor der Lösung des Rätsels. Die Leute kamen dicht an mir vorbei, und ich sah, daß sie mit Heugabeln bewaffnet waren, und aus ihren Reden konnte ich entnehmen, daß sie jemand suchten. Ich sah, daß es die Diensteute deines Hofes waren. Kurze Zeit darauf schlichen sich noch ein paar vorbei. Ich meinte fest und sicher, du hättest nicht Geduld genug gehabt zu warten, und die Leute seien ausgesandt, mich zu suchen. „Was!“ dachte ich. „Sollte mein Freund, der Tigerjäger Ivar Nye, nicht einmal mehr so viel Kaltblütigkeit haben?“ Ich blieb ruhig liegen, bis die Leute wieder heimgegangen waren. Und dann wartete ich noch eine Weile, denn ich wollte dich dadurch strafen, daß ich erst genau zur angegebenen Zeit zurückkam. Nun sehe ich indessen, daß ich mich geirrt habe. Die Jagd hat einen andern Zweck gehabt. Kannst du mir vergeben?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Krag an das zertrümmerte Fenster, um es genauer zu untersuchen. Er berührte die Glassplitter unendlich sorgsam, beinahe zärtlich, als ob er bange wäre, eines von den kleinen Dingern aus ihrer Lage zu bringen. Dann nahm er einige von den losen Fensterrähmchen in die Hand und betrachtete sie aufmerksam.

„Ein gewaltiger Schlag!“ murmelte er.

„Ja, es sieht aus, als ob das Fenster mit einer Keule eingeschlagen worden wäre.“

Asbjörn Krag nickte.

„Keule, ja. Oder irgend etwas Aehnliches.“

Blötzlich fiel ihm etwas auf.

„Komme doch einmal mit der Lampe,“ bat er.

Der Verwalter brachte ihm die Lampe.

Asbjörn Krag untersuchte das Fenster mit seiner Lampe und murmelte vor sich hin:

„Natürlich, das hätte ich ja wissen können!“

Er nahm vorsichtig ein paar von den Glassplittern auf und wickelte sie in ein Stück Papier. Dieses Päckchen legte er in seine Brieftasche.

„Was hast du gefunden?“ fragte der Rittmeister.

„Etwas, was ich sofort hätte wissen können, daß ich es hier finden würde.“

Er führte den Rittmeister ans Fenster hin und deutete mit dem Finger an eine Stelle.

„Siehst du da die kleinen, dunkelroten Pünktchen?“

Der Rittmeister fuhr zusammen.

„Das ist Blut,“ sagte Asbjörn Krag gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geige.

Von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Beim alten Schullehrer hing eine Geige in der Stube, eine alte, dunkelbraune Geige. Sie hing gewiß schon lange dort an der Wand, ohne daß sie eine Hand berührt, ein Bogen gestrichen hätte; denn sie war mit einer grauen Saufschicht von Staub bedeckt, und um ihre einzige Saite, die sie noch besaß, hatte eine arbeitsame Spinne ein hübsches, gleichmäßiges Muster von Fäden gewirkt.

Das war aber nur möglich gewesen, weil der Schullehrer ein Witwer war und ihm keine Haushälterin zur Hand ging, denn er war eigen und sonderlich, und es gab noch mehr Ecken und Winkel, die die stillen entigen Künstlerinnen in Silberfäden des Vergessens eingesponnen hatten, und über manches Spind, und über manchen Schrank war der Schleier von feinem Staub gebreitet.

Wie in Dornröschenschlaf war die ganze Stube des Alten verfunken, seitdem er allein für sich hauste. Selbst die alte Uhr war stehen geblieben und schweig. So war eine atemlose Stille im Zimmer. Mit das manchmal leise eines der alten Möbel knackte, wie es wurmfressiger Dausatz zu tun pflegt. Und nicht selten kam es vor, daß auch von der alten Geige her ein leiser Seufzer herniedertrann, wenn ein Lustzug über die eine letzte Saite strich. Dann geschah es wohl, daß der Alte vertraut aufblickte und den Kopf sadt wiegte. Doch — er ließ das Instrument oben am rostigen Nagel hängen, der Seufzer der Vergessenen blieb ungehört.

Da geschah es eines Tages, daß ein Knabe von seiner kranken Mutter zum Lehrer geschickt wurde mit dem Aufsuchen, er möchte der Schule fernbleiben, denn sie habe keine Hilfe in ihrer Not. Ein blonder Knabe war es, mit großen, klugen Augen, in denen viel Unerwartetes lag, und die bereiteter zu sprechen wucherten als die wenig gewandten Lippen.

Wie er zu dem Alten in die Stube trat, ging ein Lusthauch von der Tür zur Wand und rührte an der alten Geige, und aus dem hölzernen Bufen klang es fein und dünn, wie aus einer zerbrochenen Menschenbrust.

Noch ehe der Knabe einen Ton gesprochen hatte, blieb er erschreckt stehen, sein Blick fiel auf die Seufzerin, und er hauchte im freudigem Erstaunen: „Eine Geige!“

Lange blieb sein Auge an dem Instrument haften, und nur mit Mühe fanden sich seine Gedanken zur Ausrichtung des Auftrages, den ihm seine leidende Mutter gegeben, wieder zusammen. Der alte Lehrer hatte lächelnd die Zwiesprache verstanden, die die Augen des Jungen mit dem lodenden Wesen gepflogen hatten, und da er den Kleinen leiden mochte, jagte er: „Magst du sie dir einmal in der Nähe ansehen, die Geige?“

Der Blonde wurde rot, teilte aus Scham, teilte vor Begierde, das Instrument berühren zu dürfen, und ohne daß sein Mund zu sprechen wagte, baten seine Blicke um die Günst.

Da erhob sich der alte Lehrer, ging zur Wand und griff mit seinen weissen Fingern nach Geige und Bogen. Das Silbernetz der Spinne zerriß leicht, und der Staub zerstreute sich.

Der Alte fuhr mit dem Kermel säubernd über das Holz der Geige und bespöste — wie der Arzt die Brust des Kranken — den braunen Holzkörper, wobei er das Ohr laufend wiegte. Wohl klang es aus dem Kasten wider, und die einzig gebliebene Saite schnarrte plärrend.

Schweigend blickte der Knabe auf das Instrument.

„Hat lange da oben gehangen,“ sagte der Alte. „Nur neue Saiten haben, dann klingt sie besser.“

Er nahm den Bogen, Nimmte das Instrument unter das Kinn und strich einige Male über die Saite hin.

Der Knabe trat schein zurück. Der Lehrer setzte ab und lächelte kopfschüttelnd. „Dann klingt sie besser,“ wiederholte er.

„Hat einmal bessere Tage gesehen,“ fuhr er fort, indem er sie zärtlich ansah, „und Erlolge geseiert — ist nicht echt, aber lieb ist sie mir. Hab' sie vom Vater — war so groß wie du, Bub, so groß. Sollte Künstler werden — ach Gott, ja, Künstler! Schan, und nun hängt sie verstaubt an der Wand, und ich sitz' hier — da, nur mit einer Saite — einer Saite. Alle anderen sind gesprungen mit der Zeit — eine nach der anderen. So eine Geige ist wie ein Mensch. Wer nicht Borrat an neuen Saiten hat, der steht eines Tages so da wie sie — unbrauchbar, verstaubt, mifstönend. Aber eine Saite hat sie doch noch behalten. Und sie klingt noch — ring — hebe, wenn es auch nur eine Saite ist.“

„Was meinst du, wollen wir ihr neue Saiten geben? Neue Saiten für junge Finger, und wenn diese jungen Finger sie meistern werden, wie einst die alten, dann soll sie bei ihnen bleiben — nicht mehr an dieser Wand dort — hm?“

Er streckte den mageren Arm, der die Geige hielt, dem Jungen entgegen. Der faltete zögernd, mit leuchtendem Aufblick, nach dem Instrument. Der Alte sah das Leuchten in den Augen des Kleinen, und er nickte: „Da, nimm sie nur, und mach' mir Freude und ihr Ehre!“

Ohne an ein Dankeswort zu denken, ergriff der Blonde die Geige und trug sie strahlenden Auges hinaus.

Lächelnd sah ihm der Lehrer nach. Lächelnd und seufzend.

Und er saß lange in seinem Stuhl am Ofen und gab den Gedanken freie Bahn.

Andere Tage sah der Blonde in der Klasse mit einer stimmigen Ergebenheit, ja Andacht. Wie war er so still gewesen, und mit Nührung und Wohlgefallen blickte ihn oft der alte Lehrer an, legte ihm wohl auch mal die Hand auf den buschigen Kopf. Als es Mittag läutete und die Bänke sich leerten, machte er „Psst!“ und winkte den Jungen zu sich.

„Na, du, die Geige — hm? Komm heute nach dem Essen zu mir. Will's versuchen, dich die ersten Griffe zu lehren.“

Der Knabe senkte den Kopf noch tiefer, als er ihn bisher trug. Und es war, als ob er die brennende Hitze, die seine Wangen überflutete, verstecken wollte.

Nach einer Weile stammelte er: „Wir haben — haben — kein Geld, Herr Lehrer.“

Der Alte lachte behaglich und sagte des Jungen Hand: „Wie? Was? Geld? Ich fordere kein Geld, mein Kind, mir ist es Dohn genug, wenn du Lust mitbringst und Fortschritte machst. Sollst ein Künstler werden!“ setzte er eifrig hinzu.

Aber der Knabe schüttelte wieder den Kopf und schüttelte. „Mutter,“ sagte er leise, „Mutter — brachte Arznei — und wir hatten kein Geld — und —“ Ein ausbrechendes Schluchzen ersetzte sein Sprechen.

Dem Alten war es in diesem Augenblicke, als vernähme er den Ton einer zerbringenden Saite an seinem Ohr — oder war er in seiner Brust erklungen?

„Kind,“ sagte er und presste dem Knaben innig die Hand „das war gut und recht! — — Aber — geht es der Mutter besser?“

„Ja!“ hauchte der Knabe und hob den tränenumflorten Blick zum ersten Male voll zu dem alten Lehrer auf.

„Grüß sie von mir, deine liebe Mutter,“ sagte der Lehrer und verließ den Knaben.

Dann ging er die Straße entlang und bog in die kleine, dunkle Gasse ein, wo er den Laden des Althändlers suchte. Vor dem kleinen Schaufenster, das mit einer Fülle von Plunder beladen war, blieb er stehen.

Ja, da stand sie, seine alte Geige! Neben einem Paar Lackstiefeln, neben Taschenuhren und dem Trichter eines Grammophons thronte sie. An ihrem Halse hing ein Zettel mit blaustiftbuchstaben: „Extra billiges Angebot! Echter Stradivarius! Nur 38 Mark! Aus dem Besitze eines großen Künstlers!“

Nicht lange steht der Alte vor dem Fenster. Seine rotumranderten Augen brannten, er mußte sich wegwenden. Waren es die vielen Auskufungszeichen, die ihn schmerzten, oder dachte er an den stillen, tapferen Knaben? Er wußte es nicht. Nur eines sah und wußte er nun: Die letzte Saite seiner Geige war nun auch gesprungen.

Wahrlich, der Althändler hatte es nicht einmal für nötig gehalten, sie neu zu beziehen. Er stellte sie zum Kauf aus, wie jedes andere Stück, wie die Stiefel, die Taschenuhren, den Grammophontrichter. Als wenn sie sich nicht selbst verkauft hätte, um ein Menschenleben zu retten, die alte, schadhafte, stummgenordene, braune Geige! Als wenn sie nicht zwei Hoffnungen auf dem Altar der Liebe geopfert hätte!

Nun aber war sie jedem feil, der zu feilschen wußte. Dem erstbesten Käufer gehörte sie, und er durfte mit ihr machen, was ihm beliebte.

## Der Jurtschuster.

Von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

Es muß eine heitere Stimmung im Himmel gewesen sein, als man die Seele des kleinen August Strupp zur Erde entließ; denn dieser August wurde allgemach der lustigste Schuster im ganzen Kreis Großheim. „Der wird nie so ernst, daß er ruhig sterben kann, der muß sich tot lachen“, sagten die Leute, wenn die Rede auf ihn kam. Nur in seinen eigenen vier Wänden war er ein merkwürdig stiller Mann, obgleich auch da eine lichte Schalkhaftigkeit um seinen Mund zuckte und in jedem Augenwinkel ein Lächeln flackte. Und das war seit dem Tage so, an dem die Marie Vohwinkel bei ihm als Ehefrau einzog. August hatte gar nicht heiraten wollen, beileibe nicht; denn die Ehe war, wie man ihm sagte, eine ernste Sache, und davon war er kein Freund. Aber er war auch oft wochenlang an den großen Bauerhöfen umher und machte für Mann, Frau, Kind und Jungesind die Schuhe auf ein Jahr im voraus, und da konnte seine Marie nicht die Dummheiten hören und die Karrenstreichle sehen, die ihm keine Ruhe ließen, bis sie an den Mann gebracht waren. Sah er dagegen in seiner Werkstatt, dann wanderte sein Auge von der Sohle, auf der sein Hammer pläppend umherbazierte, zu den bunten Bildern, die er wahllos an die Wand gelehrt hatte, hinaus in die Zweige des Apfelbaums, die an sein Fenster klopften und wieder in sich hinein. Zudte es irrtümlich über sein Gesicht, dann fragte wohl seine Marie: „Sahst wieder eine Mücke gefangen? Nicht wahr? — Laß sie mal fliegen.“

Aber das tat er nie. Die Marie hatte so etwas in sich, das so sicher, fest und klar war, auch so stolz und gebieterisch, daß er ganz in sich blieb. Wenn die ja auch nicht alles mit

feſter Hand zuſammengehalten hätte, dann wäre an den meiſten Tagen kein Stück Brot in Haus geweſen.

„Wie wollſteſt du es durchbeihen ohne mich?“ fragte ſie ihn jedesmal, wenn er nicht wußte, woher er das Geld zu einer Nothe Leder nehmen ſollte, und ſie dann ihr Sparkäſtchen öffnete, das ſie frauenkling immer aufzufüllen verſtand. So war es auch heute wieder.

„Wo du nur all das Geld herkriegſt?“ meinte er vergnügt.

„Und du deine Einfälle?“

Er ſtrich ſich wohlgenutt über das Kinn.

„Die Bauern bezahlen doch ſo ſelten, Marie?“

„Zelten grad nicht, aber wenig gern. Dalte nur immer dein Dind genau. — Siehſt du nun, was du für eine Fran haſt?“

„Ja, ja. Wann du nicht wärſt, hätte ich's heiraten ganz vergeſſen.“

„Und untergegangen wärſt du auch.“

„Mag ſein.“

„Und da liegt dir natürlich kaum etwas dran? Und da ſieheſt du mir immer da wie ein Lehrbub und drauſen biſt du doch ſo ausgelaffen? Und wegen deiner Luſtigkeit habe ich dich doch geſtreit! Einen Mann konnte ich ſchon längſt kriegen.“

„Iſt das am Ende nicht luſtig genug, daß ich bei dir ſo ordentlich bin, Marie? Du biſt mir zu gut, Marie.“

„Wirklich?“

„Und ſie gab ihm einen ſchallenden Kuß.“

„Nun behalte deine luſtigen Klagen und bezahle dein Leder.“

Und mache nie wieder einem Mädchen ſo ein paar Tanzſchuhe wie mir.“

Mit den Tanzſchuhen das war die Geſchichte. Er ſetzte ſich wieder auf ſein Dreibein und durchlebte die frohe Zeit von neuem. Die Leute auf dem Reithof hatten ihn wie gewöhnlich mit lautem Jubel empfangen; denn nun gab es ein paar luſtige Tage. Er hatte ſeinen Kanzen mit dem ſchweren Werkzeug auf die Bank geworfen, die großen Ledervollen begutachtet und mit dem Herrn des Hofes gerühmelt. Nachher war am Fenſter die Schuherei wie alljährlich eingerichtet worden und der Bechdraht nahm mit dem Beißig über der Thür den Wettkampf auf. Drei Wochen durfte er damals Arbeitsgaſt auf dem Hof ſein, und die Leuten, denen er neue Schuhe annahm, waren Marie, die Küchenmagd, und Demmer, der jüngſte Kleinmoch. Da war es wieder einmal vergnügt hergegangen, und die ganze Familie war zugegen geweſen.

„Wo Demmer heißt der Herr vom Pferdelauf? Ja, aber wenn man neue Stiefel kriegt, dann zieht man ſeinen Sonntagsrock an. Freilich, natürlich! Marich! Wiſſt du die Abſätze vorn oder hinten hin? Wo vorn? — Hinten? — Auch gut! Glas oder Leder?“

Und als der Jungmoch zur Freude aller mit verlegenen Klagen im neuen Rod wieder gekommen war, hatte Auguſt geſagt: „So, nun guck mal grade aus, ſcharf auf den Baum dort, gud durch die hohle Hand, ſonſt tritt man die Abſätze ſchief. — So iſt's recht.“

Dann hatte er Maß genommen.

„So, nun zieh ich dir noch ein Paar vom Kopf durch die Thüre. Das kommt wiſſen die Sohlen, daß die Waſſer halten.“

Und der Junge hatte vom Hausgang her den Kopf gegen die Thüre halten müſſen, und er hatte von innen ſo feſt gegen die Stelle mit dem Hammer geſchlagen, daß man von drauſen ein lautes „Au“ vernommen hatte. Nun kam die Marie daran.

„Wiſſt du auch tanzen drin? Ja, dann muh ich Quacksieber nehmen und die Sohlen glätten. Und du kamſt mir mal die Schweinsborſte am Schleifſtein ſpitz ſchleifen, daß es ſeine Stiche gibt.“

Am Abend war dann die Magd noch einmal gekommen und hatte ſich für ihr Geld ein Paar ausgeſchnittene ſeine Kirmeſſchuh beſeſt, und ſie hatte ihm einen Kuß geben müſſen, ſonſt wären ſie nicht geraten.

Als dann die Kirmeſ war, war die Marie zu ihm gekommen und hatte geſagt: „Schuſter, du haſt mir nun die ſeinen Schuh gedeckelt, nun wollen wir ſie auch mal zuſammen probieren, daß ſie richtig eingetanz werden.“ Und die Magd hatte ihn geſchwenkt wie einen Spielball und war immer wieder gekommen, weil ſie mit einem andern nicht darin tanzen konnte.

„Das liegt nicht am Schuh, das liegt an dir.“

„Und an dir, Schuſter. Tanz mir die Schuhe nur auch richtig ein.“

„Du haſt die Sohlen nicht recht poliert, Marie.“

„Das kannſt du nun. Tanz bis zum Kehraus.“

Der Schweinebraten ſchmeckte damals gut und der Kirmeſwein gar ſüß, und als die Muſikanten ſchon längſt in ihrer Kammer ſchmarzten, ſtand der Barckſtler noch immer bei der Marie vor dem Reithof.

„Da haſt mir 'da verberte Schuhe gemacht, Auguſt. Allemal wann die Marime ſingt, ziehen ſie mich nach dir. Iſt das richtig Quacksieber?“

„Ja, ein Herzſtück war's.“

„Da wollen wir mal ſehen, wie es morgen geht. Gute Nacht.“

„Weg war ſie.“

Und da hatte er gemerkt, daß er richtig Herzleder genommen hatte. Und am folgenden Tag, als ſie ſaß nur mit dem Jungmoch tanzte, erſt recht. Da wäre er am liebſten heimgegangen. Am Abend tröſtete ſie ihn. „Ich hab deine Schuh ja gar net an, Davon kommt's, Auguſt. Und der Jungmoch hat geſagt, du wärſt kein Mann für mich. Du mach'ſt nachher einer andern noch ein Paar beſſere Schuhe und dann wäre das Unglück da. Und er hätte geſehen, daß du ſeine Schuhe auch aus Herzleder geſchnitten hätt'ſt?“

Da war er am dritten Tag nicht auf den Tanz gegangen und hatte ſich daheim in den Garten gehockt, und gegen Abend war die Marie zu ihm gekommen.

„Ich habe die rechten Schuhe wieder an und die haben mich zu dir gezogen, Auguſt. Komm nur, der Lausjung hat unrecht.“

Und da hatte er ihr ſein einsames Häuslein gezeigt und den Stall, in dem zwei Kühe Platz hatten, und den Fenſterplatz, von dem man in das lachende Tal ſchauen konnte. Und ſie waren zuſammengeblieben bis der letzte Beigenton in der Wirtſchinde verklang und aus den Tanzſchuhen Brautſchuhe geworden waren.

Das war ihm wieder durch den Kopf gegangen.

„Laß den Hammer tanzen.“

„Nichtig, Marie!“

Er war wieder auf der Welt und ſagte, daß er heute Nachmittag eine Nothe Leder holen müſſe.

„Aber kein Herzleder, Mann! Wir haben genug Herz.“

Und dann lachten ſie und beſchäftigten ihr Tagewerk.

## Vermiſchtes.

\* Ruſſiſche Revolutionsbriefmarken. Sehr bald nach dem plötzlichen Ausbruch der ruſſiſchen Revolution im März dieſes Jahres begann ſich ein entſchiedener Mangel an Briefmarken, und zwar beſonders an Fünf-Kopeken-Marken bemerkbar zu machen. Der Grund hierfür war der, daß Briefe an Angehörige des aktiven ruſſiſchen Heeres, die bis dahin unter gewiſſen Vorausſetzungen portoſrei beſördert wurden, nun mit 5 Kopeken freigemacht werden mußten, wodurch der Verbrauch an dieſer Briefmarkenart natürlich bedeutend geſteigert wurde. Nun kamen bekanntlich in den erſten Tagen der Revolution alle Petersburger Fabriken zum Stillſtande, und ſo ſetzte auch die Erzeugung der Briefmarken aus Außer der Fünf-Kopekenmarke herrſchte noch großer Mangel an den Ein- und Dreikopekenmarken; überhaupt aber war der Markenmangel ſo dringend, daß die neue Leitung der ruſſiſchen Poſt telegraphiſch in Finnland anfragte, ob man von dort ruſſiſche Marken, ja im Nothfalle ſogar ſchwediſche Marken erhalten könne, die dann in Petersburg zur Verwendung zugelaffen werden ſollten. Da die Antwort in beiden Begehungen verneinend ausfiel, ſo wandte man ſich nunmehr an die Druckerei, wo die ruſſiſchen Marken hergeſtellt wurden, um von dort Briefmarken zu beziehen. Die Druckerei hatte wohl Vorrat, aber die Marken waren nicht fertig — es fehlte die Durchlochung; und da es an Arbeitern damals völlig mangelte, ſo entſchloß man ſich, die un durchlochten Briefmarken in Umlauf zu ſetzen. Der ruſſiſche Poſt- und Telegraphenleiter ſandte alſo ein Mundſchreiben aus, worin er mittheilte, daß die un durchlochten Marken allgemein zur Verwendung zugelaffen ſeien. Auch in den ruſſiſchen Provinzstädten trat Markenmangel, und zwar beſonders wiederum Mangel an Fünf-Kopekenmarken, ein. Eine Reihe von Poſtämtern haſt ſich in der Not damit, daß ſie Fünf-Kopekenmarken der Länge nach halbirt und die Hälften als Fünf-Kopekenmarken zuſchickte. So hat die ruſſiſche Revolution für die Briefmarkenſammler zwei neue Seltenheiten geſchaffen: Die halbirt und die un durchlochte Marke. Von letzterer Klaſſe iſt das Fünf-Kopekenstück am häufigſten, am ſeltenſten ſind Dreikopeken, vor allem aber Zweikopeken un durchlocht. Es kommt noch jezt vor, daß un durchlochte Marken zur Freimachung benutzt werden; dieſe ſtammen noch immer aus dem Vorrat, der in der erſten Revolutionszeit in Petersburg angekauft und in Umlauf gebracht worden iſt.

## Büchertisch.

— Hochland, Monatsſchrift für alle Gebiete des Wiſſens, der Literatur und Kunſt. Herausgegeben von Profeſſor Karl Muſch. Joſ. Köſel'sche Buchhandlung, Rempten und München. Vierteljährlich 4,50 Mark.

## Delphiſcher Spruch.

Rage zum Himmel, belehr' dich und dien' auch häufig zur Klebung. Werden die Zeichen verſtellt, liebt man mich ſchlich und pikant.

(Auflöſung in nächſter Nummer.)

— 11.

Auflöſung des Zahlenräthſels in voriger Nummer:  
Sommerfriſche, Hiris, Meise, Moles, Eiche, Reis, Gerle, Romeo, Jis, Seife, Thei, Homer, Erich.  
Sommerfriſche.